

Rüstem wächst in einem kleinen Bergdorf im Südosten der Türkei auf. Seine Mutter ist bei seiner Geburt gestorben, er lebt mit seinem Vater und den älteren Geschwistern im Haus seiner Großeltern. Zwischen dem Vater und dem Großvater herrscht ständiger Streit, auch das Verhältnis zwischen den Großeltern ist angespannt. Doch sind sie Rüstem's wichtigste Bezugspersonen in einer archaischen Welt, die geprägt ist von patriarchalischen Strukturen, religiösen Riten, Aberglaube, Gewalt und einem politischen Konflikt, der sich dem Jungen nur nach und nach erschließt: Sein ältester Bruder ist in die Berge gegangen, immer wieder durchsuchen Soldaten das Haus der Familie und in der Schule wird ihm verboten, seine Muttersprache Kurdisch zu sprechen. Als seine Großmutter im Sterben liegt, stößt Rüstem auf ein Familiengeheimnis, das viele Jahrzehnte zurückführt in eine Zeit, als in dem längst verfallenen Nachbardorf noch armenische Familien lebten. Zusammen mit seinem Vater macht Rüstem sich auf den Weg dorthin, um den letzten Wunsch seiner Großmutter zu erfüllen.

Büchergilde Welt  Empfänger
Band 14



Yavuz Ekinci

Das ferne Dorf meiner Kindheit

Roman

**Aus dem Türkischen
von Gerhard Meier**

Büchergilde Gutenberg

Die Reihe *Büchergilde Weltempfänger* erscheint in Zusammenarbeit mit

LITPROM
LITERATUREN
DER WELT



Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Antje Kunstmann, München.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Cennetin Kayıp Toprakları* bei Doğan, Istanbul 2012.
Für die deutschsprachige Ausgabe: © Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2023
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2024

Einbandgestaltung und Herstellung: cosima schneider
Umschlagmotiv : Wandgemälde der Solidarität für die Revolution in Rojava,
von einer Wand in Pula, Kroatien
Street Artist und Fotograf: Vedran Štimac
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7632-7546-5

www.buechergilde.de

Für Mirza Ali

»*Kurê min, dinya siya darekê ye*«, pflegte mein Großvater auf Kurdisch zu sagen: Mein Sohn, die Welt ist der Schatten eines Baumes.

Als ich meinen Vater von dem Strick herunterschnitt, an dem er baumelte, musste ich daran denken, wie enttäuscht mein Großvater immer ausgesehen hatte, wenn er diesen Satz zu mir sagte:

»*Kurê min, dinya siya darekê ye*.«

Mein Herz war voller Hass, Wut, Abscheu ... Tag für Tag ging ich durch Tausende Höllen und Fegefeuer. Ich! Das Paradies aus den heiligen Schriften, an dem wir Menschen uns in unserer Vorstellung erfreuen, hatte ich längst vergessen. Meine Großeltern, meine Eltern und meine Geschwister richteten den Blick auf den Horizont und warteten eine Ewigkeit auf dieses Paradies. Ich war noch ein kleines Kind, als Ebubekir das Haus verließ und in die Berge ging, um uns dieses Paradies zu bringen, auf das wir so hofften. Es vergingen Jahre, doch weder kam das Paradies zu uns, noch kehrte Ebubekir, der es doch einfangen und mitbringen sollte, nach Hause zurück. Mit jedem Tag entfernte sich dieses Paradies ein Stück mehr von uns, bis es nur noch ein Märchen war, das sich hinter dem mythischen Berg Kaf auflöste. So riss ich schließlich das Bild vom Paradies Stück für Stück aus mir heraus und ersetzte es nach und nach durch ein Bild der Hölle, die ich aus meinem Zorn nährte.

»*Kurê min, dinya siya darekê ye*«, sagte mein Großvater mit enttäushtem Blick auch, als er sich im Krankenhaus vor Schmerzen wand. Die Wartezeit meiner Großeltern auf Erden neigte sich dem Ende zu, mein Vater jedoch verzweifelte allmählich so sehr, dass er sich schließlich vor Ablauf seiner Wartezeit verabschiedete. Als

Erbe hinterließ er einen Sohn, der Wut auf Wut häufte und sich im Schatten unruhiger Seelen hin und her wälzte. Mit jedem Atemzug nahm ich die Schreie dieser Unglücklichen in mir auf und starrte Abend für Abend mit zornfunkelnden Augen auf die Überreste verlorener Leben, bis sich ihre ruhelosen Schatten ins Fegefeuer zurückzogen.

Mein Vater ... Am Tag, als er jede Hoffnung verlor, hängte er sich mit einem Strick an der Decke auf, und der Anblick seines herabbaumelnden Körpers brannte sich auf meine Pupillen. Das Leben glitt an meinen feuchten Augen vorbei, während ich wie betäubt durch den Flur des Krankenhauses, über den Friedhof, durch die Straßen wandelte. Es befremdete mich, wie fröhlich die Passanten und die Krankenhausärzte vor sich hin leben konnten. Während ich im Korridor auf den Autopsiebericht wartete, fragte ich mich immer wieder: »Warum merken diese Leute nicht, wie unglücklich sie sind?« Es war schwer für mich, zwischen lauter glücklichen Menschen zu leben, die von ihrem Unglück nichts wussten.

Die Wünsche und Erwartungen anderer hatten mich beschädigt und einen Menschen aus mir gemacht, der jede Orientierung verloren hatte und der, wohin er auch blickte, nur noch den Tod sah. Ich saß da, presste meine Hände an den Kopf wie ein ausgehungertes Bär seine Tatzen, und Wut und Hass trafen erst meine Stirn, dann meinen Blick. Mit dem Bild meines am Strick hängenden Vaters vor Augen legte ich mich schlafen. Mitten in der Nacht fuhr ich aus dem Bett und zitterte wie ein Zweig im Sturm. Wenn ich die Augen einen Spalt öffnete und in das von Angst und Wut gefärbte Dunkel starrte, war alles um mich herum still und ruhig. Die Stille polterte in mich hinein, und ich legte mich wieder ins Bett, Heimstätte meines zertrümmerten Schlafes.

Der unerwartete Selbstmord meines Vaters verwandelte mein Bett in ein Grab, mein Haus in einen Friedhof und schließlich meinen Körper in einen Leichnam. Wenn ich mit angezogenen Knien

dalag und mit jeder Faser auf den Schlaf wartete, drückte die Wut plötzlich schwer auf meine Brust, und so, wie der Erzengel Gabriel in der Hira-Höhle Mohammed befohlen hatte: »Lies!«, so befahl sie mir: »Erzähle!« Doch war das der Wut noch nicht genug, sie packte und schüttelte mich und rief immer wieder: »Erzähle! Erzähle! Erzähle!« Mich erfasste ein Feuer, und ich zerschmolz, dann erstarrte ich in Sprachlosigkeit, schließlich aber hauchte ich auf die Wörter, die mir bis zu jenem Tag wie tot auf der Zunge gelegen hatten, und erschuf mit ihnen eine neue Welt.

WEINTRAUBEN

»Die Hölle ist nicht da, wo wir leiden, sondern da, wo
niemand hört, wie wir leiden.«

Mansur Halladsch

EINS



NACHTS STREIFTEN IN MIŞRÎTA die Männer der Nacht umher, an den Quellen machten Geister große Feuer und wuschen sich, in den Bächen trieben Hexen ihr Unwesen, und auf dem Friedhof stiegen Tote aus ihren Gräbern. Tagsüber legte ich mich ins Gras, sah zum Himmel empor, der über dem von steilen Bergen umgebenen Mişrîta in steter Bewegung war, und beobachtete, wie die dahinziehenden Wolkenhaufen sich mit der Sonne balgten und sich im Garten meines Gedächtnisses zu Geschichten und Gesprächen auswuchsen. Wenn es dunkelte und die Wolken unsichtbar wurden oder sich verzogen, stoben Sterne über den Himmel, als sprängen Tänzer auf eine Bühne. Sie waren verstreut wie Glassplitter, aber in meinem Kopf fügten sie sich zu Bildern und Stimmen zusammen. Wenn ich die Augen schließe und mich Dunkelheit umfängt, erwachen noch heute Geschichten von damals in mir wie Prinzessinnen aus einem tiefen Schlaf.

Märchen! Wenn in jenem fernen Dorf meiner Kindheit alles unter Schnee begraben lag und kein Reisender es mehr erreichen konnte, stand die Zeit still. In diesen langen Winternächten schien das Leben zu verrußen wie der Docht einer Öllampe. Unsere ganze Freude und unser Trost waren dann die Märchenerzähler und die *dengbej*, die kurdischen Barden, die beim Singen eine Hand ans Ohr hielten, dabei die Luft einsogen, als wollten sie sie verschlu-

cken, und dann ihre Lieder nicht nur in unser kleines Zimmer, sondern in die Welt hinauszurufen schienen. Die Märchen, die wir damals hörten, wenn wir um den Ofen versammelt bis zum Morgen beisammensaßen, wurden in dem nahezu unbekanntem Land meiner Kindheit zwischen den Bergen lebendig. So konnte es vorkommen, dass derjenige, der mir ein Märchen erzählte, zum Helden dieses Märchens wurde. Damals konnte die Wirklichkeit ein Märchen werden und ein Märchen Wirklichkeit. Ein Berg konnte sich in eine endlose Ebene verwandeln, einen Ort, der mir Angst machte, und mir verging die Lust, allein irgendwohin zu gehen.

Ich fürchtete mich. Wenn ich den Bach überquerte, konnten mir Hexen den Weg abschneiden; wenn ich mich beim Friedhof herumtrieb, konnte ich auf einmal den erblindeten Toten gegenüberstehen, die in ihre Leichentücher gehüllt herumwanderten; wenn ich aus dem Brunnen Wasser trank, konnten mich die Geister packen, die an der Quelle ein Feuer entfachten und tanzend ihre Wäsche wuschen; wenn ich zum Nachbarn hinüberging, konnten mir die Männer der Nacht auflauern, jene weißen Schatten, deren Köpfe bis in den Himmel reichten. Jeden Abend ging ich voller Furcht, solchen Märchenbildern zu begegnen, ins Bett und hielt mich wie an einem Talisman an den Worten fest, die mein Großvater stets sagte, wenn er gerade ein Märchen erzählt hatte und wie ein Weiser ins Dunkel blickte: »Märchen, mein Sohn, gehen nie zu Ende!« Wenn Märchenerzähler und Zuhörer sich in ihre je eigene Welt zurückzogen, erwachten die Märchenhelden im Garten meines Gedächtnisses zum Leben, als bräuchten sie dazu die Stille und die Dunkelheit.

Die Dunkelheit! Manchmal fiel sie ganz plötzlich aus den Bergen herab und erfasste mich. Oder aber ich war so in eine Beschäftigung oder ein Spiel vertieft, dass ich gar nicht merkte, wie die Sonne unterging und die Dunkelheit in Diebesstille alles umzingelte. Dann fühlte sich mein Herz beim Heimgehen an, als wollte es

zerspringen. Bei jedem Rascheln und Knacken flüsterte ich *Bismillah*, wie unser Imam Molla Mahfuz es uns beigebracht hatte, weil das gegen Dunkelheit und Angst half. Bald atmete ich im Rhythmus dieser Formel: »*Bismillah! Bismillah! Bismillah!*« Dennoch tat sich mit jedem Rascheln und jedem Knacken eine große Leere in meinem Brustkorb auf, und weil sie nicht zu füllen war, verwandelte sie sich in ein Ungeheuer, das alles verschlang. Während die Leere allmählich meinen ganzen Körper erfasste, begann ich, heftig zu zittern. Mir schlotterten die Knie, und in meiner Vorstellung wurde jedes Funkeln zum Geist, jeder winzige Schatten zum Mann der Nacht, jeder Schemen zu einem Toten, der seinem Grab entstiegen war. Trotzdem verließ ich Abend für Abend das Haus, getrieben von dem Wunsch, all diese Phänomene zu sehen. Als handelte es sich um alte Bekannte, erzählten die Bewohner Mişrîtas von Geistern, die um große Feuer heruntanzten, von weiß gekleideten, baumhohen Männern der Nacht, von umherwandelnden blinden Toten, von der Schlangenkönigin Şahmaran, die jeden Morgen zum Trinken an den Brunnen kam und dabei ihr schwarzes Haar hinter sich herschleifte, von Hexen mit haarigen Ohren, die ihre bis zum Boden herabhängenden Brüste übereinanderschlugen und kleine Kinder entführten. Nie aber traf ich jemanden, der eines jener Geschöpfe mit eigenen Augen gesehen hätte. Jeder berichtete davon, als erzählte er nur weiter, was angeblich einem Verwandten von ihm widerfahren war, der nunmehr unten auf dem Friedhof von Mişrîta ruhte.

Wenn ich mich mit all den Märchen und Geschichten im Kopf, die ich den Abend über gehört hatte, schließlich ins Bett legte, defilierten die ums Feuer tanzenden Geister an mir vorbei, die großen Männer der Nacht, die Schlangenkönigin, die Hexen mit den zum Boden hängenden Brüsten, die in ein Leichentuch gehüllten Toten, Mirza, der reitend den Riesen trotzte, der Phoenix, der aus der Unterwelt heraufgefattern kam, der siebenköpfige Riese, der seine

Augen in der Hand trug, die am Brunnen eingeschlafene Heldin Zin und noch Hunderte von anderen Figuren, und in meinen Ohren hallte die Stimme meines Großvaters nach, der stets, bevor er zu erzählen begann, mit tiefer Stimme befahl: »Hör zu!«

ZWEI



MİŞRİTA WAR EIN ZWISCHEN STEILE BERGE eingezwängtes größeres Dorf mit an die hundert Häusern. Es erinnerte an eine weit verstreute Schafherde und bestand aus Grüppchen von vier, fünf aneinandergebauten Häusern, die jeweils um einen Brunnen herum angeordnet waren. Form und Bauart dieser Häuser hatten die Menschen geprägt, die hier als Erste sesshaft geworden waren und den Gedanken an feste Behausungen überhaupt erst aufgebracht hatten. Vereinzelt gab es im Dorf aus Ziegeln oder Zement gefertigte Häuser, die allermeisten aber bestanden aus Stein und Lehm.

Ein Haus mit irdenem Dach und steinernen Mauern zu errichten, dauerte Tage, Monate, Jahre. Aus riesigen Felsen mussten mit Vorschlaghämmern Steinblöcke herausgeschlagen werden, die man mit kleinen Hämmern in die gewünschte Größe und Form brachte. Das war nicht nur äußerst mühsam, sondern erforderte auch viel Geduld. Mit dem Senkblei in ihren verschwitzten, schwierigen Händen stellten die Maurer zwar genaue Berechnungen an, doch wurden die Mauern irgendwie nie so richtig gerade. Die einen waren bauchig, die anderen nach innen gewölbt. Anstrengend war auch, die Mauern mit Lehm zu verputzen und mit farbiger Erde zu tünchen. Die Wände wurden erst weiß gestrichen, dann färbte man sie vom Boden bis auf halbe Höhe mit violetter Erde.

Weil das Steine klopfen, das Verputzen und Tünchen so eine Plackerei war, bauten die Leute die Häuser aneinander und sparten sich so ein paar Mauern. Was dadurch entstand, glich in der Regel einem unförmigen Eisenbahnwagon. Ziegel- oder Betonhäuser ließen sich innerhalb weniger Tage errichten. Dann noch ein wenig verputzen und tünchen, und schon konnte man einziehen. Doch bestand zwischen den beiden Bauarten noch ein weiterer beträchtlicher Unterschied. Häuser aus Stein und Lehm waren nämlich im Winter schön warm und im Sommer kühl, die aus Beton oder Ziegeln hingegen im Winter kalt und im Sommer heiß. Außerdem hielten Steinhäuser eine Ewigkeit.

Auch unser Haus in Mişrîta war aus Stein und Lehm gebaut. Wenn es auch hieß, den Grundstein dazu habe mein Urgroßvater Vezir gelegt, so blieb doch ein Rätsel, ob es wirklich so gewesen war. Als Erstes sei der Stall angelegt worden, dessen Außentür aus einem einzigen Stück Holz bestand, angeblich vom Stamm eines Weißdornbaums. Die Nachkommen meines Urgroßvaters bauten bei Familienzuwachs an die vorhandenen Mauern jeweils ein weiteres Haus oder Zimmer an und verputzten das Ganze erneut. Da die Anbauten aus unterschiedlichen Zeiten stammten und von verschiedenen Maurern durchgeführt worden waren, ergaben sie ein sehr unförmiges Bild.

An Regentagen tropfte es durch die Zimmerdecken, besonders schlimm im Frühling und im Herbst. Mein Vater zog dann stundenlang die Steinwalze übers Dach, um den aufquellenden Lehm zu glätten, doch er war bereits so aufgeweicht, dass das Wasser problemlos seinen Weg fand. Und wenn ich zu meinem Vater hinaufkletterte, um das Unkraut auszurupfen, das dort im Frühjahr wucherte und die im Vorjahr an den Zimmerdecken befestigten Plastikfolien durchbohrte, begann es nur noch mehr hereinzutropfen. Meine Großmutter und meine Schwestern mussten dann so viele Teller, Eimer, Töpfe, Pfannen und alte Teekessel aufstellen,

dass unser Haus im Frühjahr und im Herbst einem Feld aus Behältnissen glich.

Die Decke unseres Wohnzimmers hatte mein Großvater mit bunten, blumengemusterten Folien ausgelegt. Anstatt mir die Feldblumen draußen in der Natur anzusehen, konnte ich nun stundenlang drinnen auf dem Rücken liegen und unsere Decke anstarren. Manchmal huschten Ratten übers Dach, und wo der Lehm weggespült war, trappelten sie über die Folien, was uns gehörig auf die Nerven ging. Mein Großvater überlegte, wie dem beizukommen sei, und hatte schließlich die Idee mit der Stechahle, die er von da an immer in der Tasche trug. Sobald er wieder hörte, wie eine Ratte über uns hinwegtrappelte, fasste er sich in die Tasche und befühlte das kühle Metall der Stechahle, so, wie ein Räuber sich mit einem lautlosen Griff an die Pistole oder den umgeschnallten Patronengurt seiner Waffen vergewissert. Die Ratte war sich nicht bewusst, dass sie ein Geräusch verursachte, und hielt sich daher für unsichtbar. Erst hastete sie über die Folie, dann hielt sie schnuppernd inne. Mein auf der Lauer liegender Großvater war aufgeregt wie ein Jäger, der endlich das Wild vor dem Lauf hat, und sobald er die Position der Ratte ausgemacht hatte, stieß er zu und rammte der Ratte das kalte Metall in den Unterleib. So, wie ein geköpftes Huhn eine Zeit lang weiterflattert, wand sich die Ratte noch eine Weile, und meinem Großvater war anzusehen, wie sehr er es genossen hatte, sie zu töten. Stolz auf seine Methode, holte er ein Taschentuch heraus, wischte das Blut von der Stechahle und steckte sie wieder ein, griffbereit für die nächste Jagd.

Das im Frühjahr und im Herbst durchs Dach sickernde Regenwasser sammelte sich erst auf den Folien und lief schließlich durch die Löcher, die mein Großvater auf der Rattenjagd hineingestochen hatte. So tropfte es auf unsere Teppiche und Kissen herab, bis sie klatschnass waren. Wenn dies geschah, hatte meine Großmutter